

Wachsende U-Boot-Gefahr.

In der letzten Sitzung des Unterhauses, das sich bis zum 5. Juni verlagte, hat Ministerpräsident Lloyd George dem Lande offenbar noch eine besondere Pfingstfreude machen wollen; denn er hat von der Verminderung der U-Boot-Gefahr gesprochen, indem er die großen Fortschritte hervorhob, die in der Bekämpfung der deutschen U-Boote vom Viererband gemacht worden sind. Dabei ist dem Belgier ein doppeltes Mißgeschick widerfahren. Erstens hat der Senator unbegreiflicherweise zugelassen, daß eine interessante Veröffentlichung über Schiffsverluste in derselben Nummer der Zeitungen erschien, die die Rede des Ministerpräsidenten brachte. Aus dieser — von Lloyd's Register stammenden — Liste ging hervor, daß bis zum 22. Mai 249 Schiffe versenkt wurden, während in derselben Zeit des vorigen Monats 210 Schiffe verloren gingen.

Die Leser waren somit in der Lage Lloyd George's Behauptungen an der Hand amtlichen Materials nachzuprüfen. Aber der Minister hatte noch ein zweites Mißgeschick. Er schränkte nämlich seine Zusage selbst ein wenig ein. Alles, was ich sagen kann, ist, so meinte er, daß wir große Fortschritte in der Bekämpfung der U-Boote gemacht haben. Unsere Maßnahmen werden immer zweckmäßiger, und seit den letzten drei oder vier Wochen gehen wir mit immer größerem Erfolg als je zuvor gegen die U-Boote vor. Diese Erfolge zeigen sich wieder in der beträchtlichen Verringerung unserer Schiffsverluste; zwar haben wir den Mai noch nicht hinter uns, aber wenn in der letzten Woche die Verluste sich gegenüber den 25 ersten Tagen nicht erhöhen, wird die Verringerung im Vergleich zum April tatsächlich sehr bedeutend sein.

In der Nahrungsmittel-Verorgung haben sich die Ausföhrungen infolge der Verbesserung der U-Bootlage wesentlich gehoben. Nachdem ich die Schiffahrt genau geprüft habe, kann ich sagen: wenn das Volk sparsam ist und sich keine Verschwendung zuschulden kommen läßt, wenn die Besitzer von Ackerland es gut ausnützen, wenn die Arbeiter Dampfplüge liefern, wenn die Armees ihre verfügbaren Arbeitskräfte uns zurückerhalten, wenn wir uns alle als vernünftige Geschöpfe betragen, die ihrem Lande die Katastrophe von Leiden und Entbehrungen ersparen wollen, braucht uns die U-Boot-Gefahr keine Angst einzuflöhen, daß wir den Krieg dadurch verlieren werden. Da die Deutschen ihre größte Hoffnung auf den U-Boot-Krieg setzen, läge ich jetzt, daß diese Hoffnung zur Enttäuschung verurteilt ist.

Die von ihm verkündete Verringerung der Schiffsverluste scheint dem englischen Ministerpräsidenten also nicht ganz geheuer; denn er macht den Erfolg der U-Boot-Bekämpfung doch von einer stattlichen Anzahl von Bedingungen abhängig, die dem unterrichteten Leser zeigen, daß die eigentlichen Abwehrmittel doch noch recht beschränkt sind. Erscheinen also Lloyd George's Ausführungen an sich schon in eigenartiger Weise, so erfahren sie eine erst recht interessante Beleuchtung durch die Tatsache, daß in der französischen Kammer zu gleicher Zeit eine U-Boot-Debatte stattfand, bei der man zu dem Ergebnis kam, daß die U-Boot-Gefahr außerordentlich schwer sei. Dort führte einer der Redner aus: „Bis Ende September 1916 haben sich die Verluste ständig zwischen 300 000 und 350 000 Tonnage bewegt; seitdem aber haben sie immer zugenommen, um bis auf 2 400 000 in den ersten vier Monaten des Jahres 1917 anzusteigen, was dem Stand der französischen Flotte vor dem Krieg gleichkommt. Der Neubau begegnet der Gefahr nicht, und die Regierung tut in dieser Hinsicht nichts. Deutschland wird von den Neutralen versorgt und braucht keine Tonnage, die Verbündeten aber benötigen eine Mindesttonnage für ihre Kriegsindustrie und für die Versorgung der Bevölkerung. Aber über diese Mindesttonnage verfügen die Verbündeten nicht mehr.“ Zur Prüfung der Verteidigungsmittel fand dann eine geheime Sitzung statt. Die Eröffnungen der Abgeordneten sowie das Ergebnis der geheimen Beratung machten offenbar so tiefen Eindruck auf die Kammer und ver-

stärken eine so ungünstige Wirkung nach außen, daß Admiral Lacaze zum Schluß in öffentlicher Sitzung die Erklärung abgab, er könne nur nach Lloyd George wiederholen, daß die U-Boote Deutschlands die Verbündeten nicht auf Gnade und Ungnade in die Knie zwingen würden. Man sieht also, daß der U-Boot-Krieg unsere Feinde voll auf Anspruch nimmt. Wir haben allen Anlaß, von seinen Erfolgen auch weiterhin den größten Einfluß auf Verlauf und Dauer des Krieges zu erwarten.

Verschiedene Kriegsnachrichten.

Die Bekämpfung der U-Boote.

In diplomatischen Kreisen Haags verlautet, daß unter englischer Leitung in Alexandrowitz, dem Hafenendpunkt der zum Eismeer führenden Murmanbahn, wie auch in Kandallasta, dem Hafen des Weißen Meeres, eine große Anzahl U-Boot-Zerstörer, angeblich auch kleine russische Kriegsschiffe, gebaut werden, die in diesem Sommer gegen die U-Boote im nördlichen Eismeer operieren sollen.

Enttäuschung in Frankreich.

Nach den Versicherungen von Augenzeugen nimmt die Mißstimmung in Frankreich wegen der abgeschlagenen Offensive zu. In der Provinz bilde die Hauptunterhaltung die Revolution der Zukunft, die den Krieg und die Regierung wegschmeißt und die Heimkehr der Soldaten erzwingen soll. Auch Soldaten erwarten die Revolution. Ein Gewährsmann der „Köln. Zig.“ hörte nachts auf einem großen Bahnhof die Unterhaltung zwischen Soldaten und Bürgern. Letztere wurden aufgefordert, sich zu erheben. Die Soldaten sagten: „Was zögert ihr, uns von der Hölle an der Front zu befreien? Wir zählen und warten auf euch!“

Die Portugiesen bleiben zu Hause.

Spanische Blätter erfahren aus Lissabon, daß wegen der letzten Vorfälle vorläufig von weiteren portugiesischen Truppen sendungen nach dem westlichen Kriegsschauplatz abgesehen werden müsse. Die Verschiffung der Truppen, die vor wenigen Tagen hätte erfolgen sollen, sei unterblieben.

Italienische Vorsichtsmaßregeln.

Von zuverlässiger Seite wird den Neuen Zürcher Nachrichten aus Mittelitalien gemeldet, daß dieser Tage in Rom 15 000 Mann Karabinier zum Schutze der Hauptstadt im Fall des Ausbruchs einer Rebellion ausgehoben wurden. Infolge zunehmender Widerspenstigkeit der Soldaten hat Cadorna gesetzliche Urlaubsbewilligungen abgeschlagen. Diese Maßregeln zeigen am besten, wie erfolglos die Offensive der Italiener am Isonzo und auf dem Karst geblieben ist.

Eine neue russische Offensive?

Der neue Kriegsminister Kerenski hat an Heer und Flotte einen eindringlichen Tagesbefehl gerichtet, in dem er u. a. sagt: „Ihr werdet in geschlossenen Reihen vorrücken, geführt von Manneszucht, Pflichtgefühl und grenzenloser Liebe zur Revolution und dem Vaterlande. Möge das freie Heer und die freie Flotte der Welt beweisen, daß die Freiheit ein Unterpaar der Kraft und nicht der Schwäche ist. Nach dem Willen des Volkes sollt ihr das Vaterland und die Welt von Gewalttätern und Missethätigen befreien; das ist die Aufgabe, zu der ich Euch aufrufe.“ In seltsamen Gegensatz zu diesem kriegerischen Aufruf steht folgende Meldung aus Stockholm: Wie aus Petersburg berichtet wird, endete der Kongreß der russischen Frontabgeordneten, der seit eine Woche lang in Petersburg tagte, mit einer im Sinne der Anhänger Lenins gehaltenen Entschließung. Der Kongreß beschloß, sämtliche Maßnahmen, die auf Ergriffung einer Offensive durch die russischen Heere hinführen, nicht zu unterstützen. Der Krieg müsse schleunigst auf Grundlage des Annerkennungszustandes beendet werden.

Japans Anteil am Kriege.

In Tokio wird amtlich bekannt gegeben: „Seit Kriegsausbruch hat die japanische Flotte zum Schutze des Handels die Gewässer des Orients von feindlichen Schiffen gesäubert. Auf Eruchen der englischen Regierung wirkten japanische Kreuzer und Zerstörer im Indischen Ozean mit. Ein Geschwader unter dem Befehle des Admirals Soto ist kürzlich ins Mittelmeer entsandt, ein anderes ist jetzt im südlichen Atlantischen Ozean tätig. Die japanische Flotte tut ihr Bestes zur Unterstützung der verbündeten Flotten.“

Das unbefiegbare Deutschland.

Trotz aller amtlichen Bemühungen, die Weltlage als für England und den Viererband äußerst günstig hinzustellen, beginnen weite Kreise in England langsam die Wahrheit zu sehen. Und gerade der Teil der Presse, der einst in verbundener Eitelkeit — oder aus geschäftlicher Verlogenheit — nicht laut genug die schnelle Niederzwingung Deutschlands zu verkünden wußte, ist jetzt schweigsam geworden oder aber gibt ganz anderen Erwägungen Raum. „Die erschlagene Wahrheit“, schreibt jüngst ein Londoner Blatt, „hält ihre siegreiche Auferstehung.“ Und nun gilt es — so meint die Presse — für England, der Wahrheit ins Gesicht zu sehen.

Jeder Zentner Getreide ernährt 280 Menschen täglich!

Landwirte, helft uns siegen! Liefert Getreide ab. Die Lage duldet keinen Aufschub. Wir brauchen jedes Korn, auf daß der Feinde Hungerplan zerfällt: Trotz Bestellezeit müßt Ihr liefern!

Nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit und Prophezeiungen müßte Deutschland längst zu unseren Füßen liegen. Warum ist es trotzdem nach zwei Jahren und zehn Monaten Krieg noch ungeschlagen? So fragt im Anschluß an solche Betrachtung der frühere Berliner Vertreter der Daily Mail und er kommt zu folgenden Antworten, die für das Blatt und dem in seiner Redaktion und in seinem Verkekreise hollzogenen Wandel der Anschauungen bezeichnend sind:

Sämtliche Männer, Frauen und Kinder Deutschlands betrachten sich als Teilnehmer am Kriege und benehmen sich auch dementsprechend. Das Deutsche Reich besitzt eine Regierung, welche wirklich regiert und keine anderen Ziele und keine andere Rücksicht kennt, als den Krieg durchzuführen und zu gewinnen. Die Regierung überläßt nichts, aber auch gar nichts dem Zufall, sieht alle Möglichkeiten voraus und zögert nicht, sich mit ihnen irgendwie abzufinden, wenn sie eingetreten sind. Die Nahrungsmittelversorgung des Volkes, wenn auch eine absolut unzureichende, ist seit November 1914 auf einer Grundlage organisiert, die eine Ausshungerung ein für allemal unmöglich macht. Die industriellen Kreise arbeiten, von der Erkenntnis ausgehend, daß es sich in diesem Kampfe ebenso sehr um ihre Existenz wie um diejenige Deutschlands handelt, mit Leib und Seele für die nationale Sache.

Trotz seiner Fehler und unangenehmen Eigenschaften ist das deutsche Volk sparsam, genügsam, in hohem Maße vaterlandsliebend und von einer grenzenlosen Opferbereitschaft besetzt. Die deutschen Armeen sind nach vierunddreißigmonatlicher Kriegsführung, mit geringen Ausnahmen, immer noch im Besitze der ungeheuren Ländermassen, die ihnen ihre überlegene Ausbildung und Bereitschaft zu erobern und festzuhalten, ermöglichte.

Die deutsche Flotte bildet noch immer ein geschlossenes Ganzes; sie ist ziffermäßig mächtiger denn je und fähig, tüchtige Vorkämpfer in der britischen Minenfelder zu unternehmen. Aberdies versenkt sie in jedem Monat Hunderttausende von Tonnens Schiffsrumpf der Entente und der Neutralen. Die deutsche Volkskraft, die vor dem Kriege auf einer Be-

völkerung von rund 70 Millionen ruhte, ist der Erziehung nicht um ein Haar breit näher als die britische Volkskraft, die damals nur 46 Millionen zählte. Die deutsche Regierung, die von „Kriegsmaßnahmen“ in der Art des Verbotes von Herberennen, um Hafer zu sparen, absteht, scheut sich dennoch nicht davor, sich auch mit brennenden Bedürfnissen, wie die Rationierung des Brotgetreides, zu befassen. Ja, die deutsche Reichsleitung wird selbst kein Bedenken haben, die Luft, die man einatmet, zu rationieren, wenn sich diese Maßnahme für den glücklichen Ausgang des Krieges als notwendig erweisen sollte.

Ganz gewiß sollen diese Antworten kein Loblied auf Deutschland, sondern eine Mahnung und Warnung für die Landsleute sein. Zugleich aber sind sie ein bereites Zeugnis für Englands Unterlegenheit.

Politische Rundschau.

Deutschland.

* Die in den letzten Tagen vor deutschen und österreichisch-ungarischen Regierungsvertretern in Berlin geführten Verhandlungen über den Export deutscher Kohle nach Österreich und böhmischer Kohle nach Deutschland haben zu einem günstigen Ergebnis geführt. Die Einfuhr oberösterreichischer Steintohle nach Böhmen wird wieder aufgenommen. Dadurch wird in Böhmen Braunkohle, die als Ersatz für die schlesische Kohle herangezogen wurde, zur Ansicht nach Bayern und Sachsen wieder frei werden.

* Der König von Bayern hat den Bischof Faulhaber von Speyer zum Erzbischof von München ernannt. Erzbischof Faulhaber ist 48 Jahre alt, stammt aus einer kleinbürgerlichen Familie in Klosterheidelberg bei Schweinfurt in Unterfranken und hat als Einjährigfreiwilliger gedient. 1910 wurde er zum Bischof von Speyer ernannt. Der Erzbischof ist verfassungsgemäß Mitglied der bayerischen Reichsratskammer. Als Bischof von Speyer hat Dr. Faulhaber wiederholt seine Pfälzer Truppen im Felde befehligt.

* Im Landesverratsverfahren gegen den württembergischen radikal-sozialistischen Landtagsabgeordneten Westmeyer ist, wie Stuttgarter Blätter melden: die Hauptverhandlung vor dem Reichsgericht auf den 4. Juni anberaumt worden.

Italien.

* In einer Reihe von Berichten von hervorragender katholischer Seite ist dem Papst das Los der in Frankreich internierten deutschen Kriegs- und Zivilgefangenen auf Grund zuverlässigen Materials geschildert worden. Der Papst hat diese Berichte mit großer Aufmerksamkeit gelesen und sich wiederholt bei einflussreichen Persönlichkeiten für Milderung des Loses der deutschen Gefangenen berwandt und dabei den heftigsten Wunsch ausgesprochen, bald das Ende dieser vielen Leiden zu sehen. Der Papst hat gleichzeitig angeordnet, daß die Bischöfe dem Kardinal von Paris unterbreitet werden mit der Bitte, seinen ganzen Einfluß aufzuwenden, um für Abhilfe Sorge zu tragen.

Schweden.

* Die russischen Sozialisten haben nunmehr endgültig ihre Teilnahme am Stockholmer Kongreß erklärt. Ebenso der Vorstand des Verbandes italienischer Syndikate. Inzwischen fand die erste Besprechung des Ausschusses mit den österreichischen Sozialdemokraten statt, an denen auch der Führer Dr. Victor Adler teilnahm. Man erhofft ein günstiges Ergebnis von diesen fortwährenden Einzelbesprechungen.

Amerika.

* Nachdem der diplomatische Ausschuß des Kongresses das Gesetz angenommen hat, das die Neutralität Brasiliens in deutsch-amerikanischen Kriege erklärende Dekret vom 25. April aufhebt, ist der Präsident ermächtigt, alle Maßregeln zu ergreifen, die zur Durchführung dieses Gesetzes notwendig sind, und die Handlungen vorzubereiten, die sich aus dem Aufhören der Neutralität ergeben.

Das laufende Feuilleton wird durch folgende Erzählung unterbrochen

Der wählerische Tod.

Kriegsflüchtling von Heinrich Leis.*)

Es war das Kirchlein des flandrischen Dorfes mit seinen zierlichen Verzierungen an der Fassade und dem schlanken, spitzen Turm ehemals ein kleines Kunstwerk der Gotik, gar nicht paßend zu den einfachen Bauernhäusern. Der Bolltreffer einer schweren Granate hatte das Dach der kleinen Kirche zerstört, im Innenraum, wo sonst durch buntgläserne Fenster die Sonne in farbigen Streifen über den Sonntagspus friedlicher Zuhörer hinweglief, lagen wüste Haufen von Schutt und Geröll. Der Turm hing windschief noch auf drei Ecken, von dem zerlegten Gebälk dort, wo der Blitz klappte, preichte der Wind durchs Gestühl und den zwei Beobachtern an der Luke um die Ohren. Es sind zwei Unteroffiziere, die Ausschau ins Gelände halten. Der eine von der Artillerie, der andere ein Kavallerist, noch unmutig, daß man ihn mit seiner Truppe aus dem Osten herbeordert, ihnen die Pferde nahm und sie in die Schützengräben stellte zu Infanterie-bieniten.

Unter dem dunkelblauen, gewitterfarbenen Himmel dehnte sich das Gelände flach mit wenigen kleinen Hügelchen und Waldstücken. Es war seltsam klar, obwohl die Landschaft etwas trübes, Düsteres hatte von der schwergetürmten Wolkenlast. Soweit aber der Blick ging,

* Unberechtigter Nachdruck wird verfolgt.

kein lebendes, sich bewegendes Wesen. Der Krieg ruhte aus. Den Nachmittag gestern und die Nacht hatte der Boden gezittert von dem Losbrüllen der Kanonen und dem donnernden Versten der Einschläge. Da hatte es gebrannt hier und da in den Dörfern, wo nun lumpyes Schwarz starrte wie ein wunschloses Sich-Scheiden.

Der Krieg ruhte aus. Keine Sturmreihen sah man, wie jüngst, ins Feuerpein anrennen unter Rauch und glühenden Ängeln der Schrapnelle, die in der Luft zerplatzten... wie verdet und verlassen waren die braunen Erdränder der Schützengräben, der zerwühlte, durchaderle, aufgeworfene Boden.

Ein Maschinengewehr hängt zu hängen an. Gewehrstütze kurren. Die aufgeschreckte Kuh flüchtet aus dem Tal.

„Sehen Sie dort den Mann?“ sagte der Kavallerist. „Tollkühnheit! An den Schützengräben spaziert er, bleibt stehen — jetzt kommt er auf uns zu. Ist's nicht ein Offizier?“

Der Artillerist sah hin und nickte. „Oberst Abrecht. Um ihn ist's eine Geschichte für sich. Ein alter Offizier außer Dienst — hat sich mit dem Krieg der Militärbehörde zur Verfügung gestellt — Kommandeur des Landwehr-Regiments... Wissen Sie, er sucht den Tod.“

Auf den fragenden Blick des anderen fuhr er fort: „Sagen wir, irgendeiner von uns, Sie oder ich zum Beispiel, wir liefen dort an der vordersten Linie ohne Bedung, bei hellem Tage... ich glaube kaum, daß wir heil davonkämen. Aber der Oberst ist gegen Kugeln wie gefeit. Das macht — er will sterben, ganz

sicher. Er kommt zur Beobachtung neulich; auf unsere Warnung, den Laufgraben zu benutzen, sagt er kalt: Lassen Sie auf mich schießen! Und kaum klettert er aus dem Graben, geht ein wütendes Maschinengewehrfeuer los. An derselben Stelle war jüngst unsere Leitung zertrümmert. Auf dem Rauch trochen die Leute hin, um sie zu finden, und einen nach dem andern puzten die Franzosen weg mit einem wahren Geschloßhagel. Die Leitung konnte vor der Dunkelheit nicht ausgeteilt werden. Aber der Oberst ging vorbei wie durch einen Mückenwurm.“

Der Offizier war näher gekommen, durchs Fernglas konnte man erkennen, daß er grauhaarig war und von fahler Gesichtsfarbe. Ein schwarzweißer Hund hatte sich zu ihm gefunden und tappte nebenher.

„Das Unglück, das durch den Krieg in seiner Familie geschah, hat ihm die Lebenskraft gebrochen. Zwei Söhne, aktive Offiziere — der eine ist gefallen, der andere durch einen Schuß ums Augenlicht gebracht. Die Mutter hat sich vor Gram darüber um den Verstand geweiht. Nun will er von der Welt, aber es soll der Schicksalsironie — die Angel, auf die er wartet, verlagert sich ihm. Andere kommen gerade in den Krieg, die gern leben wollen: vielleicht sind sie ein paar Tage draußen, da wird ihnen schon das Grab geschauelt. — Ich denke noch an die Erklärung der letzten Höhe dort, vergangenen Herbst. Der Oberst ist schon immer ein Draufgänger gewesen. Damals hat es viel Blut gefloßen. Höbe D. war ein Haupt-

stützpunkt der Franzosen. Dreimal haben sie uns wieder heruntergeworfen, ihr Trommelfeuer war furchtbar. Wiermal sind wir angegriffen, und immer der alte Oberst vorne, mit der Säbelspitze nach dem Feind. Hinter ihm und neben ihm sind seine Leute gefallen — er ist unversehrt geblieben, als ob er nicht sterben durfte, scheint es, um noch alles, was ihm zugerechnet war, zu erleben. Ich meine manchmal, die Muselmanen haben sehr recht mit ihrer Lehre vom unabänderlichen Fatum...“

„Da lassen Sie auch mich auf eine Erinnerung kommen“, sagte der Kavallerist. „Es war in einer Sumpfgegend in Rußland, während einer überfüllten Verfolgung. Nur die Moräste hemmten uns, und meißerhaft verstanden die kleinen Patrouillen der flüchtenden Nachhut mit uns herumzuplanzen, bis die Brücken zerstört waren. Immer wieder mußte erst der Mörnerpart vorgeholt werden. Ein mühseliges Arbeiten schon, bis man nur Grund für die Träger der Stützhalten fand. Selbst ein noch so unscheinbarer Wasserlauf hatte den Wiefenboden rings verflumpft. Das Gras zeigte das harte, verdächtige Grün der Niedflähen. Wagen und Pferde verdingelt der Morast.“

Wieder standen wir vor einem Sumpfi, die einzige Brücke hielt ein Trupp abgefeinerter Kozaken. Da erbot sich ein Flüchtling, ein Pole, uns nachs eine wenig bekannte Brücke über den Sumpfi zu zeigen. Die Aussicht war verlockend. Geling es so, den Feind im Rücken zu greifen, dann wurde er gejagt oder zammengeschoßen, ehe er die Brücke zerstören konnte.